

Auf der

Schulbank in Steyr

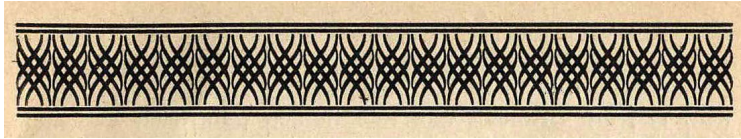
Ausklänge der Biedermeierzeit

Von

Dr. Ferdinand Krackowizer
Landes=Archivdirektor i. R.

Sonderdruck aus der illustrierten
Wochenschrift „Heimatland“

Linz a. D.
Preßvereinsdruckerei
1930



„Am Verein der Enns und Steyr,
Wo erschallt der Hämmer Klang,
Töne bald zur ernstesten Feier,
Bald zur Lust ein deutscher Sang.“
(Motto der Liedertafel.)

Sei mir begrüßt, du liebe, alte Eisenstadt! Gedenke ich deiner, so tauchen die goldenen Tage glücklich verlebter Jugend in der Erinnerung lebendig vor mir auf. Ich sehe sie vor mir, die gewerbefleißige Stadt mit ihren alten Mauern und Toren, mit dem gemütlichen Leben und Treiben der Fünfzigerjahre. Damals blühten noch Handel und Verkehr und nimmer ruhten die fleißigen Arme der verschiedenen Eisenarbeiter. Überall ertönte das Klopfen der kleineren Hämmer, munter vollbrachten die rußigen Gesellen und singend ihre Arbeit, am lebhaftesten am spiegelklaren, raschfließenden Steyrflusse, der, in enge Ufer eingezwängt, alles belebt und in Tätigkeit setzt. Der starke Fluss hebt den schweren Eisenhammer, er dreht die kleineren Hämmer in rastloser, lärmender Bewegung. Es trommeln die Stampfen der Papiermühle, es lärmern die Kupfer- und Pfannenhämmer, es drehen sich in schnellem Umschwunge die großen Schleifsteine, das Feuer sprüht aus ihnen und kühn schwebt oberhalb des Steines der Geselle. Und der Wehrgrabenkanal mit seinen Fludern und Wasserrädern setzte zwei Papiermühlen, ein Drahtzugwerk, zehn Schleifen und auch einen Gipsstampf in Bewegung. Wenn dann Feierabend anbrach, saßen Meister und Gesellen auf der Hausbank, Lehrbuben brachten in bauchigen Krügen schäumendes Bier, es dampften die Pfeifen und heiteres Lachen erscholl. Die jungen Gesellen aber wandelten in den engen Gassen auf und ab und warfen ihre Augen wohlgefällig auf die hübschen Bürgerstöchter. Aus den traulichen Stuben

der alten Gasthäuser und Schenken, zu denen kunstvolle Schilder aus Schmiedeeisen die Durstigen lockten, tönte vielfach heiterer Gesang. Rückte die Nacht vor, so wandelte nur mehr der Nachtwächter in den stillen Straßen, rief die Stunden aus und in den städtischen Laternen flackerten trübe Öllämpchen.

Am Ennsufer zog sich noch die starke Stadtmauer hin, an der sich im Frühling die Eisschollen des Flusses stauten und aufbauten. Von der hochgelegenen Promenade, die sich vom Fürstenschlosse bis zur Stadtpfarrkirche mit mächtigen Kastanienbäumen ausdehnte, blickte man in den tiefen Stadtgraben mit vielen schönen Gärten. Und du, herrlicher Hauptplatz mit dem vornehmen Rathause, mit den alten, hohen Giebelhäusern, mit dem ehrwürdigen gotischen „Bummerlwirtshause“ und seiner vortrefflichen Küche; du, stattlicher Platz am Grünmarkt, dessen feste Bürgerhäuser sich wie Theaterprospekte vorschieben, an ihrem Ausgange die mächtigen Tore, die zum Flusse führten, am alten Riesenstadel der Innerberger Gewerkschaft vorüber: welches Leben entfaltete sich da an den Wochenmärkten am Donnerstag! In hellen Scharen kamen die Gebirgsbauern mit den Erzeugnissen ihrer Äcker in die Stadt herein, schmucke Steirerwägen rollten mit Marktbürgern durch die Tore, Holzfuhrn und Kohlenwägen vermehrten das Gedränge. Und die Männer des Traungaus gingen in ihrer schönen Tracht, den Gamsbart auf dem grünen Hute, manche den breiten, gestickten Bauchgurt mit der Geldkatze um den Leib. In der „Goldenen Krone“ und im „Goldenen Schiff“ am Grünmarkt waren Sitzkeller und Gaststuben voll von Schmausenden und Zechenden.

Dann gar das bunte Leben an den beiden Jahrmärkten im Frühling und im Herbst, welche vierzehn Tage dauerten! Der ganze große Stadtplatz voll von Reihen hölzerner Buden, zwischen denen sich die Jugend neugierig herumtrieb. Welch ein Gewoge von Käufern und Verkäufern aus Stadt und Land. Am Balkon des Rathauses sah das alte Marktschwert herab wie vor Jahrhunderten und die Polizeimänner gingen wichtig einher zwischen den Menschenmassen, sichere Felsen im unruhigen Meer der Marktbesucher.

Wahrlich, du schöne Eisenstadt, du hast nicht viele deines gleichen in deutschen Landen. Oft nennt man dich das österreichische Rothenburg. Den Kranz der Berge, der dich umgibt, die smaragdgrünen Flüsse Enns und Steyr hast nur du!

In diese liebe alte Stadt hielt anfangs Juni 1850 mein Vater als neu-ernannter Kreisgerichtsassessor mit zwei sehr munteren Buben, die neugierig aus der Familienarche herausguckten, feierlichen Einzug. Das Haus, das wir bewohnten, lag in der Badgasse und gehörte früher dem Lederer Kaindl. Gegen die Gasse zu besaß es nur ein Stockwerk, gegen den tief gelegenen Garten hinaus war es zweistöckig. Ein großer Seitenflügel hatte dem Lederergewerbe gedient und im Erdgeschoße standen die großen Bottiche eingemauert, teilweise noch mit faulem Wasser gefüllt. Sie übten auf uns Buben starke Anziehungskraft aus, ebenso wie der geräumige Trockenboden unter dem Dache, in dem noch eine Anzahl von Kuhhäuten auf Stangen hingen und vergebens auf ihre höhere Ausbildung warteten. Der frühere Besitzer schien sie völlig vergessen zu haben. Überall krochen wir Buben neugierig herum. Den liebsten Aufenthalt jedoch gewährte der Garten, an dessen Südseite der Wehrgrabenkanal seine Fluten wälzte. Dort gab es immer etwas zu schauen. Besonders der große Kupferhammer gegenüber mit dem dumpfen Pochen, den rußigen Gesellen, die am Feuer hantierten, der herrliche Funkenregen, der in der Dämmerung dem Rauchschloße entströmte, beschäftigte uns fortwährend. Gerne saßen wir auch in der dichten Laube des Gartens, hörten den Bach unten rauschen und blättern, ein ausgiebiges Butterbrot in der Hand, kreuzvergnügt in einem Bilderbuche. An der anderen Seite des geräumigen Hofes lag ein Gipsstumpf. Stundenlang sahen wir dem Auf- und Niedergehen der glatten Baumstämme zu, deren Eisenschuhe Gips oder Knochen zu weißem Mehl verarbeiteteten.

Vom Familienzimmer aus gewährte das schräg gegenüberliegende Wirtshaus „zum goldenen Faß!“ oft Gelegenheit, Auge und Ohr zu beschäftigen. Besonders die Jahrtage, welche die ehrsamten Meister der verschiedenen Gewerbe in der großen Wirtsstube abhielten, eröffneten uns Einblicke in das damalige Zunft- und Handwerkerleben. Offen standen die Fenster des Faßwirtes, Trinksprüche und Gesänge ertönten aus rauen Kehlen. Am meisten machte auf uns Eindruck, wenn ein Meister den mit Wein gefüllten Zinnpokal, an dem alte Schaumünzen an Ketten funkelten, erhob und nach längerer Anrede mit den Worten schloss: „Das ehrsame Handwerk der Feilenhauer soll leben! Hoch! Hoch! und abermals Hoch!“ Darauf ein allgemeines dröhnendes „Vivat! Hoch!“

Außer bei der lieben und gütigen Großmutter, die in Steyr ihre letzten Jahre verlebte, war es besonders das Haus des Dr. Josef Krackowizer, in der Stadt von jedermann der „Doktor Sepp“ genannt, wo wir ein- und ausgingen. War Tante Marie, die sehr auf gutes Benehmen hielt, mehr eine Respektperson, so flog dem lieben Onkel mit seinem goldenen Humor unser ganzes Herz entgegen. Er war ein Original. Beliebt bei Jung und Alt, als tüchtiger Arzt und Menschenfreund überall herzlich willkommen. Ein mittelgroßer Mann mit blondem Haar, das die breite Stirne umgab, mit einem Knebelbarte und buschigen Schnurrbart, starken Augenbrauen, unter denen zwei helle, gescheite Augen die Mitwelt hinter der Brille froh anblickten, die wanderlustigen Beine etwas krumm, wie ein Reitersmann, in der Linken die unvermeidliche Pfeife, aus der schlicht duftender „Veigerlknaster“ Rauchwolken entsendete, einen derben Knotenstock in der Rechten. Das war der Doktor Sepp, der fünfzig Jahre als Stadtarzt unermüdlich bei Tag und Nacht nur für eine Kranken lebte. Auch von der Ferne war seine treffende Diagnose, seine ärztliche Kunst oft begehrt. Selbst in den Kinderstuben fand er Liebe. Er wusste mit den Kleinen gut umzugehen. Trank wohl auch, wenn die Patienten sich dagegen sträubten, vor ihnen einen tüchtigen Schluck aus der verhassten Flasche, an der die lange Apothekerfahne mit der Aufschrift „Alle Stunden einen Esslöffel voll“ aneifernd glänzte. Und wie eingehend besprach der Arzt den Küchenzettel, um die Bettlägerigen aufzurichten. Zu jeder Stunde konnte man den Doktor Sepp haben. Wurde er gerufen, so ließ er sofort, war er noch so ruhebedürftig, Speise und Trank und eilte, die unvermeidliche Pfeife im Munde, hinaus in den Herbstnebel oder in die stürmische Winternacht. Er war ein Original! Wilhelm Raabe hätte ihn seinen Gestalten seltsamer Käuze einverleiben können.

Auch die Welt der Pflanzen war ihm teuer und seine emsige Feder verherrlichte mehrere hundert Bergpflanzen in ebenso vielen Sonetten. Nur eines hasste er, dieses aber grimmig: Statistische Ausweise an vorgesetzte Behörden. Er, der von früh bis abends unermüdliche Arzt, hatte gar kein Verständnis für die „Ziffernspatzen“. Meister Josephus von Steyr war auch ein Feind der Fremdwörter. Seine lustigen Verdeutschungen gingen in der Stadt von Mund zu Mund. Hier eine kleine Auswahl: „Heilen“ nannte er „Anbrauchen“ und sich selbst als

Doktor einen „Anbrauchkerl“, das Ordinationszimmer den „Anbrauchkobel“. Der Militär in Pension war ihm „ein feiernder Kriegsknecht“, ein Beamter ein „Tagelknecht (Tintentiegelknecht). Husaren hießen bei ihm „Schnürljoppen-Reiter“, Ulanen „vierzipfelkappete Spießreiter“. Anstatt Sparkasse sagte er „Knicktruhe“, statt Gummiball „Hupfknödel“. Sardellen waren ihm „Durstfischel“ daher Sardellenbutter eine „Durstfischel-Schmiere“

Ebenso gern wie zum Onkel Pepi ging ich zur Tante Thekla, die auf dem Hauptplatze im Hinterhause eines Kaufmannes altertümliche Zimmer bewohnte, zu deren Fenstern die Ennsleiten und die Waldberge im Hintergrunde hereingrübten. In diesen gemütlichen Räumen lebte noch die Biedermeierzeit in der besten Blüte. Alles duftete nach Lavendel. Die ganze Einrichtung, der Kasten mit der figurenreichen Spieluhr unter einem Glassturz und mit dem zierlichen Schubladenkästchen daneben, welches tausend Dinge enthielt, die Neugierde eines Kindes zu reizen. Da lagen, in rosa Seidenpapier sorgsam eingehüllt, zarte Miniaturen auf Elfenbein, Schmuckdöschen, kleine Kalender in Schubern von Buntpapier, Almanache mit Modekupfern und einem Spieglein voran. Man sah feingeschnitzte Fächer, einige Stammbücher mit vielen bemalten Blättern in Goldschnitt, Porzellanfigürchen, Andenken an Badeorte, wo Tante Thekla mit ihren Eltern einst gewesen. Es gab Büchschchen mit Potpourri, das von Apothekern hergestellt wurde und zum Räuchern der Stuben diente; öffnete man die Büchse, so dufteten Rosenblätter, Resedablüten, Waldmeister, Thymian und anderes Gemengsel angenehm heraus. Andere Lädchen enthielten Spielkarten für Whist und L’Hombre mit mannigfachen Spielmarken, auch ein Dominospiel und ein kleines Schachbrett mit Figuren von Elfenbein. Auch mehrere Geldtäschchen mit feiner Perlstickerei gab es zu bewundern und religiöse Gegenstände, von Marizell oder Altötting als Andenken mitgebracht. Von diesem Wunderkasten war ich gar nicht wegzubringen. Und doch hatte die Tante, eine kleine, etwas ängstliche Dame, noch andere interessante Sachen. Ihr Bücherschrank barg hinter grünseidenen Vorhängen viele Bände, die ich später gar gerne verschlang, wie die Werke der braven Karoline Pichler und jene von Bulwer und Walter Scott. Auch die besten unserer Klassiker in altmodischer Ausgabe, auf Löschpapier gedruckt, waren vorhanden. Am Fenster stand das Himmelbett und das

Nachtkästchen daneben enthielt einen Messingleuchter, sowie auf einer Blechtasse eine Lichtschere. Die Wände schmückten einige Ölgemälde, Porträts der Eltern, Silhouetten von Freundinnen. Und wie gemütlich dampfte der alte Kachelofen. Ein Nachmittag bei der „Thekerl-Tant!“ war für mich eine Wonne!

Am 1. Oktober 1850 nahm die Zeit holden Spielens ein Ende. Ich wurde unter die Schar der ABC-Schützen eingereiht und besuchte nun die Kreishauptschule in Steyrdorf. Diese für die Jugend der Stadt sehr wichtige Anstalt war in einem alten Hause gegenüber dem ehemaligen Jesuiten-Kollegium untergebracht. Ein langgestreckter, niedriger Bau, den man auf ausgetretenen Stufen betrat. Gleich links an der Treppe führte eine hölzerne Stiege zur Wohnung des Schuldieners Redl, der früher einmal Schulgehilfe gewesen war und nun diese Stelle würdevoll bekleidete, und zwar mit ganz gutem Einkommen. Er führte nämlich einen umfangreichen Kleinhandel mit allen möglichen Schulbedürfnissen. Dort bekam der Schuljunge alle vorgeschriebenen Hefte für Schreiben und Rechnen, Kielfedern (Stahlfedern gab es damals noch nicht), Griffel, Schwämme und andere Dinge. Vater kaufte mir nun einen tüchtigen Schulranzen von grünem Leder, in dem die Griffelbüchse und Lineale lustig klapperten und der so dauerhaft gearbeitet war, dass er im Winter zum Schlittenfahren über die steilen Straßen der Vorstadt gute Dienste leistete.

In der ersten Klasse unterrichtete Herr Wiesner, ein sehr praktischer Lehrer. Er pflegte beispielsweise uns auf der Schiefertafel die Ziffern recht groß mit dem Griffel hinzumalen und wir mussten sie dann zehnmal oder öfter nachzeichnen. Noch entsinne ich mich der schönen Sätze vom braven Karl im Lesebuch. Da buchstabierte dann ein kleiner Knirps: „So — oft — Schu-le — ist, — freut — sich — Karl“. Und dann wurden alle guten Eigenschaften des braven Karl aufgezählt. Bei dem Einbläuen des Einmaleins gebrauchte der Lehrer einen sanften Drill, bis es wie eine gutgeschmierte Maschine von der ganzen Klasse herabgeleiert werden konnte. Da machte uns besonders das Multiplizieren der Zahl Fünf eine unbändige Freude. Und wenn es im Chorus taktmäßig ertönte: „Fünf mal fünf ist fünfundzwanzig“, da meinte man die Trommeln beim Zapfenstreich zu hören. Bei der Schulprüfung am 5. August 1851 durfte ich ein Gedicht vortragen und erhielt einen Fleißschein. In den folgenden Jahren

errang ist stets das erste Preisbuch, mit dem ich stolz nach Hause eilte und von der Großmutter zur Belohnung in einen Wurstladen „in der Enge“ mitgenommen wurde, wo man auf Holztellern ausgezeichnete Bratwürste genoss und ein „Schienbein!“, eine Art Semmel, verzehrte. Bei den Prüfungen war die Hauptperson der inspizierende Dechant von Sierning, an den ich einmal eine Ansprache zu richten hatte, die mit den Worten anhub: „Hochwürdiger, hochzuverehrender Herr Dechant!“ Zum Schrecken meines Vaters sagte ich aber stets: „Herr Dechert“. Der gütige geistliche Schulinspektor richtete auch an die Kinder einige Worte und begann jedesmal also: „Liebe Kinder! Es war heute ein schöner Tag. Umso schöner, als es nicht so heiß war.“ Zum Schluss wurden die Preisbücher verteilt und die besten Schüler „herabgelesen“.

Von dem Lehrer der zweiten Klasse, Herrn Weiß, erinnere ich mich nur an seine vielbenützte Dose und an sein großes blaues Sacktuch. In der dritten Klasse trat der Lehrer Heinzel auf den Plan, den wir sehr fürchteten. Seine Antrittsvorlesung machte uns mit dessen pädagogischen Hilfsmitteln bekannt. Und er sagte unter Vorweis der nützlichen Werkzeuge: „Wer nicht brav ist, bekommt einen ‚Batzen‘“. Dabei wies er uns ein Lineal, mit dem auf die zögernd vorgehaltenen Hände Schläge ausgeteilt wurden, so dass die Fingerspitzen oft anschwellen. „Wenn das nicht hilft“ fuhr er mit blitzenden Augen fort, „kommt das eiserne Lineal an die Reihe. Und für die ärgsten Lausbuben habe ich in der Ecke einen Ochsenziemer stehen. Also, richtet euch darnach!“ Im Allgemeinen half diese „Ter-rition“, die Vorweisung der Folterwerkzeuge. War aber mancher Knabe gar nicht zu bändigen, da galt als letztes Mittel das spanische Rohr. Angenehm lief es den Musterschülern über den Rücken, wenn der Lehrer befahl: „Holt mir den Redl!“ Viele riefen dann: „Bitt', Herr Lehrer, darf ich den Redl holen?“ stürmten eilig zur Türe hinaus und sprangen auf der knarrenden Treppe zum Schuldiener empor mit den Worten: „Herr Redl! Herr Redl! Sie soll'n gleich kommen!“ Und der Gefürchtete kam, das spanische Rohr in der Hand. Einfach war die Verhandlung: Der Verbrecher wurde über eine Bank gelegt, Herr Redl spannte mit gewandtem Griff das Höslein und ein oder mehrere „Schillinge“ sausten auf den Bösewicht nieder. Das nützte immer für längere Zeit und gründlich.

Direktor Haasbauer, ein äußerst humaner Schulmann, dem die Herzensgüte aus den blauen Augen leuchtete, unterrichtete die vierte Klasse. Unter ihm wurde in den „Nachstunden“, welche besonders zu entlohnen waren, das Kopfrechnen eifrig gepflegt, ein wohlthuendes Turnier für Schnelligkeit im Auffassen. Eine arge Plage bereitete damals den Lehrern das Schneiden der Kiefelfedern. Alle Augenblicke rief ein Bub beim Schreiben: „Ich bitt', Herr Lehrer, die Feder geht nicht mehr.“ Und der geduldige Schulmann nahm die Gänsefeder und schnitt mit geübter Hand auf dem Nagel des linken Daumens eine neue Spitze. Dieser Fingernagel sah bei manchem Lehrer ganz zerschnitten aus.

Ein lieber Kamerad war mir der freundliche Adolf Haasbauer, des Schulmonarchen talentierter Sohn, nach einigen Jahrzehnten als Vater Adolf lange Zeit ein würdiger Religionsprofessor des Stiftsgymnasiums zu Kremsmünster.

An der Kreishauptschule zu Steyr erteilte den Religionsunterricht Herr Kooperator Isidor Porndorfer, der mich am Ende der Schulzeit über Bitte des Vaters in die Geheimnisse der edlen Römersprache einführte. Manchmal stieg ich gebeugten Hauptes, vieler vergessener Regeln der anmutigen Grammatik schuldbewusst, die Gänge und Stiegen des uralten Pfarrhofes zum Katecheten empor, dieselben Gänge, die in den Siebzigerjahren unser herrlicher Anton Bruckner, das Haupt gewaltiger Harmonien voll, als stets willkommener Gast des gemütlichen Herrn Dechants durchwandelte.

Das Einerlei des täglichen Schulbetriebes fand manchmal erwünschte Abwechslung. So erschien auf der Bildfläche ein schlichter Bergmann in abgetragener Montur, der einen Schaukasten auftat, in dem die ganze Förderung der edlen Metalle dargestellt war und zahlreiche Figuren in Bewegung gesetzt wurden. Oder es kam ein Mann mit abgerichteten Kanarienvögeln, welche verschiedene Künste zeigten, auch wohl eine kleine Kanone abfeuerten. Andere Männer wieder brachten Kaninchen, Albinos und andere Tiere, deren Späße erfreuten. Am liebsten aber war den unbändigen Jungen die Freiheit ohne hemmende Beaufsichtigung. Namentlich galt zur Winterszeit der Rodelsport am höchsten und wenn die Buben mit ihren Handschlitten auszogen, erscholl heller Jubel auf jedem fahrbaren Hügel. Wehe aber, dreimal Wehe!, wenn auf verbotenen Wegen der Polizeimann einen

Jungen erwischte. Unbarmherzig wurde der Schlitten gepfändet und der Ertappte vernahm heulend den weisen Ausspruch: „Am 1. August kannst du den Schlitten im Rathause abholen.“

Aber auch während des Jahres gab es mancherlei Unterhaltung. Kinderbälle waren zwar eine Seltenheit, Theaterbesuch eine unbekannte Sache. Alles dies ersetzte reichlich eine Seiltänzer-Gesellschaft oder ein Wanderzirkus mit „Englischen Reitern“ auf der Promenade oder in Wieserfeld. Reichliche Abwechslung bot der Jahrmarkt im Frühling oder zur Herbstzeit mit seinem bunten Treiben und den vielfachen Schaustellungen: Ringelspiele, Kasperltheater, tanzende Bären, drollige Affen oder gelehrige Pudel, Guckkasten und anderes.

Im Winter wandelte die Schuljugend gerne zur großen Krippe, die im „Pfarrhöfl“ aufgestellt war. Dort ergötzen wir uns an den schönen beweglichen Figuren. Um den Stall, worin das Jesukind in der Krippe lag und die Huldigung der Heiligen drei Könige empfing, entfaltete sich reiches Leben. Soldaten zu Ross und zu Fuß marschierten vorüber, Bauernweiber zankten sich mit der Polizei und gar zum Schluss der große Brand, bei dem die Feuerwehr von Jerusalem mit der Spritze ausrückte und die alte Gräfin rettete, die hierauf in einer Sänfte vorüberschwankte. — Zur Winterszeit wurden die Schlittenrennen und die Gasselfahrten bewundert. Die schöne Osterzeit und die liebliche Pfingstzeit kam, es nahte der Fronleichnamstag, durch die Bürgergarde verherrlicht. Schon am Vortage bezog Artillerie die Ennsleiten und lagerte unter Zelten. Am Festtage selbst aber krachten die ehrwürdigen Kanonen, Infanterie und Jäger paradierten mit ihrem Feldkaplan, einem Kooperator der Stadt, feierlich auf dem Stadtplatz und die neun Mann Kavallerie, mit dem feschen Major Werndl an der Spitze, erregte allgemeine Bewunderung. Um Johannis aber entwickelte sich auf dem Tabor fröhliches Leben, Methütten fanden großen Zulauf und über brennende Holzstöße sprangen kühne Jünglinge.

Das Hauptfest der Kinder, dem der Bischof Nikolaus mit dem bösen Krampus vorherging, war jedoch das Weihnachtsfest mit seinen traulichen Christbaumfreuden. Eine Hauptrolle spielte das Kletzenbrot und es galt, damit man im neuen Jahre gesund bliebe, für wichtig, neun Sorten dieses Magenpflasters zu bekommen, weshalb alle möglichen Bekannten und Verwandten, die mit Kletzenbrot aufwarteten, gesucht wurden. Neujahr bot wieder Gelegenheit, selbstlose

Glückwünsche anzubringen und einen Silberzwanziger dafür zu ernen-
ten. Der Jahreswechsel machte sogar die Kaufleute weichherzig. Sie
spendeten fleißigen Kunden eine Flasche „steinalten“ Rum oder Li-
kör. Der Fleischhauer verehrte Leber- oder Blutwürste, wie zu Ostern
eine Zunge; der Bäcker einen Stritzel und zu Ostern einen „Flecken“.
Es waren ganz andere Zeiten wie heute! Eine Billigkeit der Lebensmit-
tel herrschte, die uns jetzt ein Märchen dünkt. Der Gulden hatte 60
Kreuzer, von denen jeder etwas galt. Der Zwanziger aber war ein an-
gesehener Herr.

Ruhig floss den Bürgern das öffentliche Leben dahin. Die 47 Wirts-
häuser von Steyr und die beiden Kaffeehäuser auf dem Hauptplatze
waren immer gut besucht. An Markttagen blieb in den gemütlichen
Trinkstuben kein Sessel leer. Noch erfreuten sich die Zünfte einer ge-
wissen Kraft und diese sprach sich in ihren Jahrtagen festlich aus.
Man zählte damals unter den Eisen- und Stahlarbeitern 15 Ahl-
schmiede, 3 Büchsenmacher, 10 Klingenschmiede, 6 Nagelschmiede,
12 Scherenmesserer, 2 Schwertfeger und 60 Messerer. Diese Meister
beschäftigten viele Gesellen. In Steyrdorf hämmerte, pochte, ras-
pelte, klopfte es von früh bis abends. Überall heitere, zufriedene
Menschen, und die Eisenwaren von Steyr fanden Absatz in ferne Län-
der. Mit Recht lobt Karl Adam Kaltenbrunner, ein Bürgerssohn aus
Enns, die alte Eisenstadt mit den Versen:

„Hin über Meere trägst du deine Ware,
Auf deren Stahl die Völker dort vertrauen;
Die Hämmer tönen fort, und scharfe Klauen
Durch norisch Eisen gibst du Habsburgs Aare!“

Als ich allmählig in die Höhe schoss und daheim manchmal schwer
zu bändigen war, verfiel der Vater auf den glücklichen Gedanken, mich
an drei Nachmittagen der Woche zu Gewerbetreibenden zu schicken,
wo für mich eine Jause gezahlt wurde und wo ich Gelegenheit zu nütz-
licher Tätigkeit fand. Ich wanderte also zum Buchdrucker Haas und sah
mit hohem Interesse den einfachen Handpressen, den emsigen Set-
zern oder den Lithographen beim Zeichnen oder beim Steindruck zu.
An einem anderen Tage lernte ich die Arbeit des ehrsamten Buchbin-
der-Handwerks bei Meister Satzinger in der Enge kennen. Vom Dufte

des Kleisterhafens und des Leimtiegels umweht, versuchte ich mich in der edlen Kunst des Heftens und Falzens der Druckbögen oder sah dem Hobeln der frischgebundenen Bücher zu. Heimlich las ich in der Werkstätte wohl auch in einem interessanten Buche und lernte dabei zugleich den Grund kennen, warum die Kunden auf den Einband ihrer Bücher oft so lange warten müssen. Am liebsten aber ging ich zum „Nadelfabrikanten“ Zeilberger in der Sierninger Gasse. Dieser biedere Handwerksmann war unbeweibt und erzeugte mit seiner alten, zimpferlichen Wirtschafterin Millionen verschiedener Nadeln. In diesem wackeren Bürgerhause glänzte alles von Sauberkeit. Hier machte ich mich nützlich, soweit die kindlichen Kräfte reichten. Ich lernte das schöne gelbe Messingblech, sowie das Weißblech in kleine Streifen schneiden, diese Streifen dann auf einer Maschine in runde Stangen wandeln und mit Spitzen versehen, die auf einem Schleifsteine fein geschliffen werden mussten. Das waren die „Spicknadeln“, mit denen Köchinnen in zarte Lungenbraten oder fette Häslein kleine Speckschnitten einzuziehen pflegen. Ich schuf auch tausende Nadeln zum Sticken auf Stramin, bohrte ihnen mit einer Maschine Ösen und brachte die fertigen Erzeugnisse in eine Trommel mit Eisenfeilspänen, aus der sie feinpoliert hervorgingen. Noch angenehmer dünkte mir der Aufenthalt im Gassenladen, in welchem eine Wand Glaskästen mit Spielzeug für Kinder enthielt. Der gutmütige „Nadelfabrikant“ erlaubte mir, alle Gegenstände in die Hand zu nehmen, da ich mir sein Vertrauen erworben und niemals etwas zerbrochen hatte.

Im letzten Jahre meiner Schulzeit, am 7. Juli 1854, wurde ich in der freundlichen Kirche zu St. Ulrich, am Fuß des Damberges maleisch gelegen, durch den Bischof Franz Josef Rudigier gefirmt. Festlich gekleidet, wanderte ich mit dem Vater den Weg empor an einem hellen Sommertage. Der Bischof, damals in den kräftigsten Mannesjahren, eine imposante, gebieterische Gestalt, flößte mir ungemeine Ehrfurcht ein. Mein Firmpate, durch den Vater vertreten, war sein langjähriger Jugendfreund, Bezirksrichter Anton Hittmair in Mattighofen. Als Geschenk erhielt ich von ihm ein schönes Essbesteck aus Silber und war damit ganz zufrieden. Ein gutes Mittagmahl bildete den Abschluss der denkwürdigen Feier. Was verlangt ein Firmling in unseren Tagen! Drei Jahre darauf lernte ich den gütigen Paten während der Ferienzeit in Steyr selbst kennen, da er

mit seiner jungen Frau Agnes die Hochzeitsreise machte. Frohe Tage verlebte ich später im Schlosse zu Mattighofen, wo der Herr Bezirksrichter mit seinem Adjunkten Rudolf Jungmair, der dann als trefflicher Volksdichter weit im Lande bekannt wurde, milde, gerecht und allgemein beliebt seines Amtes waltete. Wer hätte damals ahnen können, dass der kleine sanfte Rudolf, der mit dem Brüderchen Anton munter im Schlossgarten spielte, einst der angesehene Bischof von Linz werden würde!

Mehr als sieben Jahrzehnte sind seit jenen glücklichen Jugendentagen verflossen, der einstige Schüler der Kreishauptschule ist ein alter Mann geworden. Aber mit warmem Herzen gedenkt er stets der schönen alten Eisenstadt, mit Dankbarkeit ihrer wackeren Schulmeister.